

# Die Arbeiterwelt

Nr. 40

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1908

## Die Husterhütte.

Erzählung aus dem Erzgebirge von A. Ger.

(Fortsetzung.)

Der alte Pocher schmunzelte über das Lob, das seinem Sohne erteilt wurde. Dann sagte er: „Ja, etwas Gerechtigkeit gibt es doch manchmal auf der Erde. Mir hat der Ernst gewünscht, daß ich bei lebendigem Leibe verfaulen möchte, und jetzt geht es ihm selber so. Schlimm gemeint hat er es mit meinem Albert, und gut geworden ist es. Dadurch, daß der Junge mit dem Frachtwagen in die Welt hinausgekommen ist, hat er viel zu sehen und zu hören bekommen. Bücher hat er sich verschafft von den Arbeiter-Bildungsvereinen, die es draußen in den Städten gibt, und hat tüchtig studiert. Und zeichnen kann er, daß es eine Freude ist. Immer wenn er von der Tour zurück ist, kommt der Vorsteher von der Zeichenstube geschlichen, und fragt ihn, ob er nicht neue Muster oder Motive, wie sie diese Dinger heißen, gesehen und abgezeichnet hat. Ich sage Euch, Männer, aus meinem Albert wird noch was. Mehr Freude habe ich schon an ihm erlebt als der Ernst an seinem Früchtchen, unserem jungen Herrn. Und nun rede Du, Seff, und beweiße mir, daß ich Unrecht getan habe, als ich vorhin juchzte.“

„Ja, Pocher, wenn die Sache so liegt, wie Du uns eben erzählt hast, dann hat Dir der alte Herr freilich nicht gut mitgespielt. Aber christlich ist es doch nicht, sich über das Unglück eines anderen Menschen zu freuen.“

„Christlich hin! Christlich her! Wenn alles so wäre, wie es nach dem Christentum sein sollte und müßte, dann hätten wir solch elende Zustände überhaupt nicht. Du bist ja heute im Herrenhause gewesen, Seff. Ist das eine Art! Die paar Leute haben für sich das große Schloß mit den zwei riesigen Türmen und die Unmenge von Stuben, und die Arbeiter sind heute noch so aufnahmepfercht wie vor zwanzig Jahren. Und auch nicht das kleinste Häuschen ist vorhanden, in dem die ganz Armen, Kranken und Krüppel von Gemeinde wegen untergebracht werden könnten. Ueberlegt Euch doch einmal die Sache, Ihr Männer! Jetzt sind wir sieben Gemeindegemeine, vier Männer und drei Frauen. Und alle Sieben müssen wir von Haus zu Haus ziehen. Immer nach acht Tagen in eine andere Stube. Wo wir hinkommen, werden wir mit Sommer und Schimpfen empfangen.“

„Kann es denn anders sein?“ warf der alte Wieser ein. „Wie können wir in den überfüllten Stuben selbst nicht drehen und wenden. Die meisten wissen nicht, wie sie die hungrigen Mäuler ihrer Kinder stopfen sollen und dabei

müssen wir noch gebrechliche und kranke Leute aufnehmen, beherbergen und versorgen.“

„Den Leuten kann man ihr Verhalten nicht verübeln, nur müssen wir ganz Armen zu sehr darunter leiden“, antwortete der Pocher. „Wo immer man sich in den Stuben hinsetzt, ist man im Wege. Die alten Frauen können sich doch noch ein bißchen nützlich machen, die sind eher noch gelitten; was macht aber der alte Mann? Und die Nachtlager? Wenn es gut geht, wird abends spät ein Korb Sen oder eine Schütte Stroh hingeworfen. So, nun sollere Dich hin wie ein Hund, Alter. Mit der Körperreinigung ist es ebenso schlimm bestellt. In den Sommermonaten kriecht man wenigstens öfter mal an den Bach und wäscht sich hinter einem Busch den Körper. Aber in den langen Wintermonaten kann man sich nicht einmal reinigen. Wo und wie soll man es denn tun? Mit der Wäsche ist es ebenso. Es sind ja nur die ganz Varnherzigen, die einem mal ein Hemde anschwächen. Ist vergebene Monate, ehe es geschieht. Die meisten Frauen haben ja zu tun, wenn sie ihr Häuslein kinder rein halten wollen. Und erst wenn man ganz kaput und krank wird! Bismal haben sie mich schon, wenn mir die Beine ganz geschwollen waren, daß ich mich gar nicht mehr rühren konnte, nach Ablauf der acht Tage wie ein Bündel Lumpen von einem Haus zum andern getragen und im Flur hingelegt. Den armen Leuten kann man ja daraus keinen Vorwurf machen. Aber was sind das für Zustände!“

„Na, es ist eine schreckliche Sache um die Armut“, sagte der Wieser traurig. „Nach einem arbeitsreichen Leben Gemeindegemeine zu werden, das ist das Schlimmste, was den Menschen auf seine alten Tage treffen kann.“

„Da magst einpacken, Seff, mit Deinem Christentum!“ sprach der Pocher weiter. „Von dem hab' ich genug bekommen damals, als am Sonntag nach dem Vorgang, bei dem ich meine Prügel bekam, der Herr Pastor eine große Predigt hielt über das Thema: „Dienet Euren Herren mit Furcht und Bittern!“ Er hat wohl selbst gefühlt, daß das nicht ganz in der Ordnung war, denn als ich ihm später einmal die Sache vorhielt, hat er sich damit entschuldigt, daß der Ernst die Predigt verlangt und ihm das Thema vorgeschrieben habe. Dann war es aber noch schlimmer. Statt auf die einzuhaken, deren ganzes Leben ein einziges Golgatha ist, hätte er dem Ernst ins Gewissen reden müssen. Die alten Propheten haben sich nicht gescheut, vor ihre

stönige hinzutreten und ihnen die Wahrheit zu sagen. Und bei uns im Christentum, wo wir doch alle Brüder sein sollen, da getraut sich der Priester noch nicht einmal einem Werkbesitzer zu sagen: „Es ist nicht recht, wie Du Deine Leute behandelst!“ Wir haben noch gar kein Christentum, das soll erst noch kommen. Und es wird erst besser werden, wenn die Unterdrückten, Dantedergetretenen aufstehen und sich Recht verschaffen.“

Der Pocher war ordentlich in Eifer geraten, wie ihm das immer passierte, wenn er auf die Arbeiterverhältnisse im allgemeinen und die Zustände in Erlengrund im besonderen zu sprechen kam.

Mit tief auf die Brust geknickten Köpfen hatten die meisten der Männer zugehört. Jetzt senkte wohl dieser und jener auf, aber zu sagen wußten sie nichts. Sie fühlten sich in ihrer Armut und Abhängigkeit so hilflos, so völlig ohnmächtig, daß sie den Gedanken, die Armen könnten sich aus eigener Kraft ein besseres Dasein erkämpfen, gar nicht zu fassen vermochten. Warum also an Stetten rütteln, die dadurch nur schwerer und schmerzhafter wurden! Da waren die Erzählungen Seffs schon vorzuziehen, auch wenn sie noch so schauerlich und gruselig waren.

Aber der Seff schien heute keine Lust mehr zu haben, die Unterhaltung in seiner Weise zu führen. Er saß still und in sich gekehrt da. Draußen in der Hütte verstummte das Fräusen, ein Zeichen, daß die Mäuler in Stillstand geteilt wurden. Es war Sonnabend, an dem die Sammerschmiede etwas früher als sonst Feierabend machten. Da war es Zeit für die Besucher, sich zu verabschieden. Schnell wurden noch einmal die Pfeifen für den Nachhauseweg gestopft, und dann verschwanden die Männer mit kurzem „Gute Nacht“, die beiden, den Seff und den Pocher allein zurücklassend.

Der Seff ging hinaus und kehrte mit einem flammenden Meisenpan zurück, den er in einen Mauerspalt klemmte. Bei dem matten Lichte, das nunmehr den Winkel erfüllte, holte der Seff ein Bäckchen aus seiner Ledertasche und reichte es seinem Gegenüber.

„Da nimm, Pocher, es sind drei blanke Taler. Ich habe sie heute vom alten Herrn bekommen, dem ich dafür allerbesten Blutreinigungstee verschaffen soll. Na, das werde ich schon besorgen, obgleich dem kein Tee der Welt mehr helfen kann. Mannst ruhig nehmen.“



sie sind rein, ich habe sie lange in das fließende Wasser des Byrlabaches gelegt, auch meine Hände mit in das Wasser gehalten. Ich brauche sie nicht, aber Du kannst Dir was Gutes dafür antun. Darfst halt dafür von dem, was hier manchmal vor sich geht, nichts hören und sehen.“

„Drei Taler! Und die willst mir schenken, Seff! So viel Geld habe ich ja mein Lebtag nicht auf einem Haufen besessen! Brauchen könnt' ich es schon, um mir hin und wieder ein Brot zu kaufen. Mein Albert opfert sich ja für mich auf, aber dem armen Jungen bleibt ja von den paar Pfennigen Lohn, die er als Mitfahrer erhält, selbst nichts übrig. Ja, wenn er selbst einen Frachtwagen zu fahren bekäme, nachher wäre das was anderes. Da fällt mancherlei ab. Die stehen sich gut. Im übrigen brauchst keine Sorge zu haben, Seff: Ich sehe nichts, ich höre nichts, ich weiß nichts. Ich bin mir zufrieden, wenn ich in der kalten Zeit hier hocken kann und die Gusterminna, das gute Ding, mich mit durchfüttert. Was sollte denn aus mir werden mit meinen verschwollenen Feinen, wenn ich in den kalten, zugigen Stuben sitzen sollte? Ich müßte ja vor Schmerzen umkommen. Hier in dem finsternen Winkel werde ich freilich den Winter hindurch zum reinen Rauchwurm. Wenn ich mal hinauskomme, kann ich kaum noch das Licht vertragen. Aber ich werde nicht hin- und hergestoßen und sitze warm und trocken. Also ich nehme die drei Taler, Seff, und morgen, am Sonntag, wird ein Königsjehmans gemacht: Ich kaufe mir eine Stange Semmeln und ein Stück Wurst.“

Der Mienspan war ziemlich heruntergebrannt, und der Seff, der bei seiner Anwesenheit in Erlengrund stets im Sittwinkel nächtigte, begann sein Lager zurechtzumachen, indem er den auf dem Boden liegenden Strohsack hervorholte und auf der Bank ausbreitete. Der Bocher folgte seinem Beispiel, aber ehe er sich legte, hub er nochmals an:

„Weißt, Seff, ich bin Dir sehr dankbar für die drei Taler, und ich werde es Dir nie vergessen, daß Du bei dieser Gelegenheit an mich gedacht hast. Aber unrecht ist es doch, daß Du den Erlengrundern mit Deinen verdammten Gespenster- und Teufelsgeschichten so den Kopf verkleisterst. Ich habe immer meine eigenen Gedanken über den Teufel gehabt. Wenn der Pfarrer in der Kirche predigte, der Fürst der Finsternis sei er, dann habe ich mir das so überseht: Die Dummheit der Menschen, das ist der Teufel. Wenn die nicht wäre, dann könnte in der Welt, und ganz besonders auch hier in unserem Erlengrund, gar manches anders und besser sein. Und deshalb bleibe ich dabei: Es ist ein Unrecht, daß Du die Erlengrunder, statt sie ein bißchen aufzuklären, erst recht in ihrer Dummheit bestärkst.“

„Ach, geh doch, Bocher, mit Deinen albernen Schrecken von der Aufklärung! Die wollen doch gar nichts Vernünftiges hören. Das hast Du doch heute Abend wieder gesehen. Da saßen sie und haben den Kopf hängen lassen, und wie arme Sünder sind sie fortgeschlichen. Dagegen wenn ich ihnen etwas erzähle, da ruckeln sie sich ordentlich vor Vergnügen. Die machst Du doch nicht gescheit, und wenn Du ihnen alles noch so schön auseinandersezt. Die fühlen sich wohl in ihrer Dummheit, und deshalb kommt es bei ihnen auf etwas mehr oder weniger Aberglauben auch nicht an. Und übrigens, Bocher: Bei mir langt es bald, und dann werde ich mich den Teufel darum scheeren, ob die Erlengrunder noch an den Teufel glauben oder nicht.“

Damit streckte sich der Seff behaglich auf seinem Lager aus und war bald fest eingeschlafen. Der Bocher aber grübelte noch lange darüber nach, ob der Seff recht habe, und alle Mühe, das arme Volk zur Erkenntnis seiner Lage zu bringen, vergeblich sei, bis der Schlaf-

gott sich auch seiner erbarnte und ihn für einige Stunden seinem elenden Dasein entriekte.

Die Besucher des Winkels schauerten ordentlich zusammen, als sie aus dem Sittentor in das Freie traten. So groß war der Kontrast zwischen der wohligen Wärme in der Stütte und der kalten, herben Nachtlust draußen. Gegen Morgen sank die Temperatur noch tiefer, und als der Tag anbrach, glibberten an den Wassergewinnen lange Eiszapfen, die Wiesen deckte weißer Reif und an Bäumen und Sträuchern hingen die zierlichen Gebilde des Raufrostes.

Doch die Sonne, die in strahlendem Glanze hinter den Bergen hervorkam, verschendete schnell diese Vorboten des Winters. Kein Rauch war zu spüren. Herzengerade stieg der Rauch aus den Schornsteinen zum tiefblauen Himmel empor. Die Luft besaß jene durchsichtige Klarheit, die plötzlich alle Entfernungen verändert. Was sonst weit ab lag, war über Nacht zum Greifen nahe gerückt, und auf den Bergespitzen waren die einzelnen Zacken und Grate so deutlich zu erkennen, daß man meinte, sie müßten mit einem Steinwurf zu erreichen sein.

Und diese lachende Pracht, die der vom Sonnenlicht durchflutete Spätherbsttag nochmals, ehe der Winter sein Regiment antrat, über das von Waldeshöhen eingerahmte Erlengrund hinzuberte, übte ihren Einfluß auch auf Sinne und Herzen der Menschen. Aus den Häusern drängte die Jugend, um sich im Freien zu tummeln, und als die Alten, nachdem der Glocke Ruf erschollen war, mit gemächlichem Schlendern der Straße zuschritten, lag auf manchem sonst granddurchfurchten Antlitz ein schwacher Schimmer der sonnigen Heiterkeit, die heute die ganze Natur erfüllte.

Nur der Gustergottlob kam mit verdrießlichem Gesicht dahergegangen, und der Gotthold, der ihm nach einiger Zeit folgte, blickte nicht weniger ärgerlich drein.

Bei dem Anlegen der Sonntagskleidung war die Minna mit zwei Vorhemdchen zum Vorschein gekommen, die sie in aller Stille für Vater und Bruder angefertigt hatte. Gotthold hatte erfreut zugelangt, aber Gustergottlob war mit der Frage dazwischen gefahren, was das bedeuten solle. Solche Dinger habe noch nie ein Guster getragen, immer habe man sich mit einem Halstuch begnügt. Und als Gotthold, unbekümmert um solche Beweisführung, Aufstalten machte, das Vorhemdchen anzulegen, da hatte Gustergottlob kurzerhand diesen „neumodischen Staat“ entzwei gerissen.

Jetzt hielt die Minna die einzelnen Stücke in den Händen. Soviel Mühe hatte sie sich gegeben, die Falten mit zierlichem Handstoppstich aufgenäht, gefreut hatte sie sich schon vorher darauf, wie schmuck Vater und Bruder damit aussehen würden, nun waren es Lumpen. Statt Freude war wieder Verstimmung in den kleinen Familienkreis eingezogen, die noch verschärft und vertieft wurde durch die Erinnerung an die vielen vorausgegangenen Konflikte.

Das liebreizende Gesichtchen der Minna war von Unmut beschattet. Was konnte sie denn dafür, wenn ihr ganzes Wesen nach freudiger Ausgestaltung des Lebens drängte? Am liebsten hätte sie die geschwärzten Wände und die verräucherte Decke mit lichten, hellen Farben bekleidet, all den armen Vögeln, die in den kleinen Bauern am Fenster hingen, die Freiheit gegeben, und den ganzen Raum mit Tannengrün und lachenden Blumen geschmückt. Aber mit jedem Versuche, den sie unternommen hatte, um Licht und Schönheit in die Behausung zu bringen, war sie bei ihrem Vater schlecht angekommen. Gustergottlob hatte ein scharfes Auge für die kleinste Veränderung, die in seine Lebensgewohnheiten hineingetragen wurde, und er wettete solange, bis das Neue beseitigt und

das Alte wieder in seine geheiligten Rechte eingesetzt war.

Nur in allem, was ihre eigene Person betraf, hatte die Minna ihren Kopf durchgesetzt. Da hatte der Gustergottlob schließlich klein beigeben müssen, weil ihm seine Tochter in diesem Punkte an Fähigkeit und Starrköpfigkeit doch noch über war. Kein Stück Stoff, kein Band hatte die Minna im Besitz, das nicht auch andere Mädchen von Erlengrund besaßen. Aber in dem, was sie mit den einfachsten Mitteln herstellte, lag soviel feiner Schönheitsstimm, und in der Art, wie sie es trug, soviel natürliche Grazie, daß jeder Versuch, es ihr nachzutun, kläglich scheiterte.

Ja, der Doktor aus der nächsten Stadt, der auf die Erlengrunder schlecht zu sprechen war, weil sie ihn nur in verzweifelten Fällen in Anspruch nahmen, im übrigen aber alle Leiden mit ihren Sympathieuren behandelten, behauptete immer, die Minna passe gar nicht unter die Erlengrunder. Sie sei für dieses verstoßene Waldvolk viel zu schade.

Die jungen Mädchen von Erlengrund dachten freilich in dieser Beziehung ganz anders. Sie schauten, sehr zum Aerger der anderen Mädchen, nicht nur alle mit aufrichtiger Bewunderung auf die Minna, sie würden auch jeden, der etwa aus einem anderen Orte gekommen wäre, um ihnen die Minna wegzuschneiden, sicherlich unbarbarberzig verwalten haben.

Ein Glück für die Minna, daß ihr bei ihrer Tüchtigkeit niemand etwas am Zeuge klauen konnte. Sie würde sonst übler Nachrede von seiten der lieben Mitschwester nicht entgangen sein. So zeterlen nur die von der Natur stumm mütterlich Behandelten im engeren Kreise über die eitle, püßliche Person, die allen Männern die Köpfe verdrehe. —

Gustergottlob hatte heute in der Kirche keine Erbauung gefunden. Er kam verdrießlicher aus ihr zurück, als er hingegangen war.

Die Geistlichen in den Grenzgegenden mußten nach einer ihnen von der oberen Kirchenbehörde auferlegten Verpflichtung alljährlich einmal bei passender Gelegenheit ihren Gemeindegliedern einschärfen, welche Sündhaftes Beginnen der Schmuggel sei. Die Pastoren, die in den Grenzgebieten alt und grau geworden waren und die sich den vorzüglichsten österreichischen Tabak schmecken ließen, obwohl sie recht gut mußten, daß er weitab von einem Zollamt über die Grenze gekommen war, fanden sich mit dieser Bestimmung in ihrer Weise ab.

Der neue Seelsorger aber, den Erlengrund erhalten hatte, war noch ein jugendlicher Herrsporn, der die Dinge fürchtbar ernst nahm. Er hatte seine ganze heutige Predigt dem Nachweis gewidmet, daß kein richtiger Christenmensch sich weder direkt noch indirekt am Schmuggel beteiligen dürfe, wenn er nicht in Satans Klauen geraten und sein Seelenheil in schwerste Gefahr bringen wolle. Solche Betrachtungen waren aber gar nicht nach dem Geschmacke Gustergottlobs, der vielmehr den Standpunkt vertretet: „Geschmuggelt ist schon immer worden, folglich ist es auch keine Sünde.“

Schweigsam wurde das Mittagsmahl eingenommen, und so wie nur der Tisch abgeräumt war, griff die Minna nach ihrem Korbe, stellte einen Topf Essen hinein, packte Wäsche dazu und eilte flüchtigen Schrittes aus dem Hause, dem Walde zu. Dort weilte jemand, der an den Sonntagen gar sehnsüchtig auf sie wartete.

Eine halbe Stunde von Erlengrund entfernt lag eine von einem Bache umflossene Lichtung, auf die während der Wintermonate aus einem großen Waldbezirk das Holz zum Verkohlen angefahren wurde. Hier war das Reich des aus der Art geschlagenen Gusters, des „Köhlers“, wie ihn Gustergottlob mit höhnlicher Betonung stets nannte. (Fortsetzung folgt.)



## Wilhelm Weitling.

Von H. Conrady.

In diesen Tagen ist der hundertste Geburtstag eines der Väter der sozialistischen Arbeiterbewegung in Deutschland: Wilhelm Weitlings. Dieser geniale Proletarier ist bis jetzt für die große Mehrzahl der Klasse, unter deren bedeutendste Vorkämpfer er zählt, leider nicht viel mehr als ein Name. Wir besitzen seit einem Menschenalter eine vortreffliche Biographie Wilhelm Weitlings aus der Feder Emil Stalers. In den neunziger Jahren wurden Weitlings im Buchhandel zu erschwinglichen Preisen nicht mehr erhältliche Schriften: „Das Evangelium eines armen Sünders“ und „Die Menschheit, wie sie ist, und wie sie sein sollte“ neu herausgegeben. Sein Hauptwerk aber ist erst jetzt zur Zäcularfeier seines Geburtstages den Massen wieder zugänglich geworden: in der Sammlung sozialistischer Mendrucke, die im Verlage der Buchhandlung Vorwärts in Berlin herauskommen, hat Franz Mehring Wilhelm Weitlings „Garantien der Harmonie und Freiheit“ neu herausgegeben und mit einer biographischen Einleitung bereichert. Es ist bloß zu wünschen, daß diese Neuauflage dazu beitragen möge, dem kämpfenden Proletariat Deutschlands einen seiner ersten und bedeutendsten Vorkämpfer näher zu bringen.

Wilhelm Weitling wurde in Magdeburg am 5. Oktober 1808 geboren. Er war ein uneheliches Kind. Seine Mutter, Christiane Erdmuthe Friederike Weitling, war aus Gera gebürtig, also eine Deutsche, dagegen war der Vater ein Franzose, ein Offizier, namens Terjon. Er scheint sich pflichtgemäß seines Sohnes angenommen zu haben, doch dauerte es nicht lange, bis der Knabe Weitling den Vater auf immer verlor. 1812 zog Terjon mit Napoleons „großer Armee“ nach Rußland und gehörte zu den Hunderttausenden, von denen nie mehr etwas gehört wurde. Weitlings Mutter tat für ihren Knaben, was in ihren Kräften stand, und er spricht in seinen „Sterkerpoesien“ mit großer Liebe von ihr. Sie ermöglichte es, ihn auf die mittlere Bürgerschule in Magdeburg zu schicken und die Damenschneiderei erlernen zu lassen. Bei alledem aber ging es über ihre Kraft, zu verhindern, daß ihr Sohn die Bitternisse erdulden mußte, die in der besten der möglichen Welten über uneheliche Kinder alleinstehender Proletarierinnen verhängt zu werden pflegen. Eine Stelle im „Evangelium eines armen Sünders“ legt den Schluß nahe, daß die christliche Nächstenliebe den jungen Weitling darunter hat leiden lassen, daß die Beziehungen seiner Eltern des Pfaffenjegens ermangelten. Sicher ist, daß er seine Jugend in großem Elend verbracht und dies aufs bitterste empfunden hat. Diese Tatsache erhellt aus einer Stelle der „Garantien der Harmonie und Freiheit“, wo er zur Erklärung des Verhaltens der Reichen gegenüber den sozialen Mäthen ausführt, wie die Umstände und die Lebenslage den Menschen bilden. Vor Augen stellen kann das Elend des Volkes niemand so richtig wie der, „welcher es fühlt, der selber von Jugend auf darin herumrollte“. Und die „geistige Folter“, auf die ihn in seinen Knabenjahren der Gegensatz zwischen der Mißere zu Hause und der Behäbigkeit der Reichen gespannt hat, spricht gar deutlich aus seinen weiteren Sätzen: „Wenn ich manchmal in Wut aufkochte ob all der Schenlichkeiten in der Gesellschaft, so ist das, weil ich im Leben oft Gelegenheit hatte, das Elend in der Nähe zu sehen und es zum Teil selbst mit zu fühlen; weil ich selbst als Knabe im bittersten Elend aufgezogen wurde, so bitter, daß ich ein Grausen fühle, dasselbe zu beschreiben.“

Somit kennen wir aus Weitlings Magdeburger Knaben- und Jünglingsjahren bloß noch einen Zug, der geeignet ist, auf seine Entwicklung Licht zu werfen. Frühzeitig bildete sich nämlich bei ihm eine heftige Abneigung gegen den Militarismus, und zwar infolge des Anschauungsunterrichts, den der junge Weitling als Zuschauer auf den Exercierplätzen bei den preussischen Drillmeistern nahm. Beim Anblick der Soldatenmißhandlungen, beim Anhören der Schimpfreden, womit Offiziere und Unteroffiziere ihre wehrlosen Untergebenen bedachten, bildete sich bei Weitling der Haß gegen die militärische Sklaverei heraus, und er machte für seine eigene Person die Kubanwendung, indem er sich entschloß, zur Vermeidung der Annehmlichkeiten des Soldatenlebens aus dem preussischen „Waterland“ ins deutsche „Ausland“ zu wandern. So ging Weitling, nachdem er es zum Schneidergesellen gebracht hatte, 1828 im Alter von zwanzig Jahren auf die Wanderschaft. Von seinen Erlebnissen in den deutschen Landen, die er berührte, wissen wir so gut wie nichts; als sicher darf man bloß ansehen, daß die Polizei- und Bureaukratieverwaltung im vormärzlichen Deutschland mit ihren Passchiffanen für reisende Handwerksburschen und dergleichen verächtliche Elemente seine Abneigung gegen das bestehende Regime ohne Zweifel mächtig genährt hat. Jedenfalls, als Weitling 1830 in Leipzig bei den Damenschneidern Höpfer und Waltrach in angenehmer Stellung arbeitete, war er bereits ein eingefleischter Gegner des Bestehenden und weit hinaus über die politische Kindlichkeit, in der die große Masse der Deutschen damals sich noch befand. Die Pariser Antirevolution wirkte auf Weitling mächtig und erweckte in ihm die Hoffnung auf eine deutsche Revolution und eine deutsche Republik. Er schickte aus „Leipziger Tageblatt“ radikale Artikel, die gewöhnlich keine Aufnahme fanden; bald aber trieb ihn die Enttäuschung zu satirischen Versen, als er sich überzeugte, daß es sich bei dem deutschen Lärmen nach den Pariser großen Tagen im wesentlichen um viel Geschrei und wenig Wolle handelte. Das lehrte ihn die eigene Anschauung: in Leipzig gab es im September 1830, nach Weitlings Ausdruck, „eine drollige Revolutionsposse“. Er beschreibt anschaulich das ziellose Treiben, wie das Volk mit der gewonnenen Macht gar nichts anzufangen wußte und sich zum guten Schluß gar unter Führer stellen ließ, die im Interesse der Regierung handelten. Den flüchtigsten Eindruck machten auf Weitling die Studenten, welche die ganzen Unruhen eingeleitet hatten, aber dann die ersten waren, die am anderen Morgen die Wiederherstellung der alten Ordnung übernahmen.

So hatte er wohl schon nicht nur von dem schwarz-rot-goldenen Bürgertum, sondern auch von dem kleinbürgerlichen Radikalismus eine äußerst niedrige Vorstellung, als er 1832 Leipzig verließ und erst nach Dresden, dann — 1834 — nach Wien ging. Da war er nun in der größten deutschen Stadt. Es ging ihm persönlich gar nicht schlecht. Er nennt selber die Wiener Jahre seine „Glückszeit“: eine Zeitlang habe er wöchentlich an 70 Gulden in Verfertigung von Modeartikeln für Damenputz verdient. Er war ein Arbeiter von ausnahmsweiser Geschicklichkeit; das brachte ihn aber nicht dahin, bloß an sich zu denken, seine Klassenzugehörigkeit zu vergessen; sondern offenbar hat er gerade die relative Freiheit, die ihm bei seiner günstigen Lage in Wien blieb, dazu benutzt, sich fortzubilden und darüber nachzudenken, woher das Elend seiner Klasse rühre, und wie sich dem abhelfen lasse. Welche Einflüsse in Wien auf ihn gewirkt haben, was er gelesen hat, davon wissen wir leider gar nichts. Fest steht nur, daß ihm schon in Wien das Problem, wie dem Proletariat zu einem menschenwürdigen Dasein zu verhelfen sei, am Herzen gelegen hat.

Das Fehlen von Menschen mit proletarischem Empfinden hat Weitling nach seiner eigenen Angabe von Wien nach Paris getrieben. Eine beliebte Anekdote weiß freilich einen anderen Grund für diese Ueberriedelung nach Paris: Weitling habe einen Erzherzog bei dessen Waitresse, für die der Damenschneider arbeitete, ausgesprochen; von dem mächtigen Rivalen mit Nachgedanken bedroht, sei Weitling nach Paris geflüchtet. Von diesem letzten Punkt abgesehen, kann die Geschichte passiert sein; denn sie ist nicht so schlecht beglaubigt. Aber den Beweggrund für Weitlings Ueberriedelung nach Paris stellt diese Liebesaffäre nicht dar; vielmehr trieb „die Sehnsucht nach gleichgesinnten Männern“ Weitling nach seinen eigenen Worten 1835 nach Paris. Er ist hier mit einer kurzen Unterbrechung durch einen nochmaligen Aufenthalt in Wien bis 1844 geblieben, obwohl er sich an der Zeile weit schlechter stand als in der Rhätienstadt an der Donau. Er mußte in Paris, um existieren zu können, die Herrenschneiderei erlernen und sand sich auf das jämmerliche Existenzminimum, das man wohl sagen, von 700 Fr. (600 Mk.) jährlich reduziert; ohne sich doch, nach seinen eigenen Worten, „nach den Fleischlöchern Aegyptens“ zurückzuziehen. Das lag an dem Pariser Milieu, in dem er die „gleichgesinnten Männer“ fand, die er in Wien vermisste.

Wien war Weitling in der großen Revolutionsstadt, deren Geschichte ihm sicher schon nicht mehr ganz fremd war. Zornig darf man ohne besonderes Zenais annehmen, daß der politisch interessierte junge Mann längst die ihm zugänglichen Bücher über die französische Revolution verschlungen hatte. Ihr schließliches Ergebnis — das Bourgeoisbürgertum Louis Philipps entsprach nicht im mindesten seinen Wünschen. Eine interessante Stelle in den „Garantien“ gibt in ein paar Sätzen Weitlings Urteil über die große Revolution. „Viele Reiche verloren Kopf und Geld, aber der Reichtum überhaupt kam dabei doch um keinen Kopf zu kurz; er wechselte den Mann, ohne dabei weder Köpfe noch Geld zu verlieren. Was man einzelnen Individuen nahm, wußten sich andere durch seine Spekulationen anzueignen.“ Dem Elend sei durch die Dezimierung des Adels und die Konfiskation seines Besitzes nicht abgeholfen worden, weil das „System des Elends“ nicht zur Abschaffung gelangt war. „Von dem Verkauf der Güter der Auswanderer, von der Verminderung der Abgaben profitierten nur die, welche nächst den verjolaten Reichen das meiste Geld hatten. Diese haben jetzt das Geschick von 33 Millionen auf ihre Banknoten gestempelt und in ihre Geldkassen gesperrt. . . Diese da regieren jetzt mit ihren Wagen, Ellen, Gewichten, Börsen, Staatspapieren und Geldsäcken. Für sie hat das Volk sich in zwei Revolutionen geschlagen; sie haben sich in den Staub des in der Revolution gemordeten Adels geteilt und die Regierung durch die Macht des Geldes usurpiert.“ Die Quintessenz der Weitlingschen Ansicht von der französischen Revolution ist also: an die Stelle des alten Regimes der Privilegierten hat die große Umwälzung die neue Klassenherrschaft der Bourgeoisie gesetzt, welche die Massen nicht weniger ausbeutet und unterdrückt. Gegen das Regiment der „neuen Reichen“ hatte sich schon einige Jahre vor dem Ende des 18. Jahrhunderts der fühne Volkstribun Gracchus Babeuf erhoben. Die kommunistische „Verschwörung der Reichen“, an deren Spitze er stand, bezweckte die Erhebung der bürgerlichen Gesellschaft durch ein von Babeuf erdachtes System der Gütergemeinschaft, ist nun aber fehl, weil die Bewegung sich auf einen verhältnismäßig engen Kreis vornehmlich von Ideologen beschränkte, während die unangeführten Massen sich teils teilnahmslos, teils feindselig verhielten, keineswegs mit fort-



gerissen wurden, wie die „Gleichen“ gehofft hatten. Wie die Babouvisten übersehen hatten, daß die Aufklärung der besitzlosen Massen über ihre Interessen die Vorbedingung zu einer sozialen Umwälzung sei, so rechneten auch die großen französischen Sozialisten der nächsten Folgezeit nicht mit dem Volke. Die berühmten Utopisten Saint-Simon und Fourier und ihre Anhänger trieben überhaupt keine Politik, sondern erwarteten die Durchführung ihrer Pläne für eine sozialistische Umgestaltung der Gesellschaft von der Humanität und Einsicht der besitzenden Klassen, die bloß überzeugt zu werden brauchten. In den ersten Jahren nach der Antirevolution gab es in Frankreich zwar eine ganze Menge von sozialistischen Ideologen, dagegen hatten im Proletariat, dessen Klassengegensatz zur Bourgeoisie hervortreten begann, sozialistische Ideen noch gar keine Verbreitung und konnten sie nicht haben, weil der bisherige Utopismus von Arbeiterbewegung gar nichts wissen wollte. Seit 1834 aber wandte sich eine Elite von Pariser Arbeitern dem Kommunismus zu, und zwar dem revolutionären Babouvismus; auf dessen Boden stand die Gesellschaft der Jahreszeiten unter Blanqui und Barbès, die auch der alten Mission huldigten, daß eine Handvoll mutiger Männer auf dem Wege eines Putsches die soziale Revolution herbeiführen könne. In enger Fühlung mit dieser französischen Organisation stand zur Zeit, als Weitling nach Frankreich kam, eine revolutionäre Vereinigung von Deutschen, die ihren Wohnsitz in Paris hatten. Es waren teils politische Flüchtlinge, teils Handwerksburschen, die in Paris arbeiteten; dies proletarische Element überwoog weitaus in dem 1834 begründeten Verein, der den Namen „Bund der Geächteten“ führte. Ursprünglich auf das kleinbürgerliche Ideal einer demokratischen Republik beschränkt, geriet der Bund der Geächteten unter dem Einfluß des ehemaligen Privatdozenten Schuster bei dem Vorwiegen des proletarischen Elements bald mehr und mehr in das kommunistische Fahrwasser der Gesellschaft der Jahreszeiten. Schon 1835 bezeichnete das Bundesorgan „Der Geächtete“ als Ziel die „radikale soziale und politische Emanzipation der arbeitenden Massen“. Den Weg zu diesem Ziele sah man zunächst in der Putschtaktik der Babouvisten. Indes kam der proletarische Klasseninstinkt unter den Handwerkern im Bund mehr und mehr in dem Gedanken zum Durchbruch, daß es in erster Reihe erforderlich sei, unter den Massen für den Kommunismus Propaganda zu machen, ihn dem Verständnis der arbeitenden Klassen näher zu bringen. Die dazu fortgeschrittenen Elemente brachen schließlich mit denen, die an den Verschwörungsideen festhielten, und begründeten 1836 den Bund der Gerechten. Zu den Mitgliedern des alten Vereins, die in den neuen Bund übertraten, gehörte auch Wilhelm Weitling. Er hatte sich nach seiner Ankunft in Paris baldigst den Geächteten angeschlossen und war unter den revolutionären deutschen Arbeitern in Paris einer der tätigsten und sicher der aufgeklärteste. Offenbar hat er alle Mittel benutzt, die sich in der Weltstadt boten, um sein Wissen zu vermehren und besonders sich mit den älteren sozialistischen Systemen vertraut zu machen. Er brachte es in der Zeit weniger Jahre dahin, daß er imstande war, die überlieferten Ideen fortzubilden und für die Zwecke einer Arbeiterbewegung nutzbar zu machen, wobei sich von selbst versteht, daß er dem Umgang mit gleichgesinnten Männern vieles verdankte. Seine überragenden Talente waren im Bund der Gerechten schließlich so allgemein anerkannt, daß man in ihm den berufenen Wortführer der

gemeinsamen Sache erblickte. Die Mitglieder des Bundes heagten den Wunsch, die Wirklichkeit der Gütergemeinschaft in einer Druckchrift nachgewiesen zu sehen. Die Bundeszentralbehörde gab den Auftrag, diese Aufgabe zu lösen, an Wilhelm Weitling; das Resultat war seine Ende 1838 erschienene Erstlingschrift „Die Menschheit, wie sie ist und wie sie sein sollte“. Das kleine Buch war kein Erzeugnis bequemer Muße, sondern unter den denkbar schwierigsten Umständen verfaßt. Lag doch Weitling dabei seiner Arbeit als Schneidergehilfe ob, die ihn alle Wochentage bis 10 oder 11 Uhr nachts, Sonntags bis 12 Uhr mittags in Anspruch nahm. Verdient also die gewaltige Energie, deren Weitling bedurfte, um das Werk zustande zu bringen, die größte Bewunderung, so sollen doch die Opfer nicht unerwähnt bleiben, die seine Genossen der gemeinsamen Sache brachten. Einige gaben ihre Zimmer für die Arbeit her, die im Geheimen geschehen mußte, andere ihre Arbeitskraft, indem sie nachts das Seben, Drucken und Broschieren besorgten,

gegangen werden kann. Aber er ist weit entfernt davon, wie beispielsweise Fourier, seinen Gesellschaftsplan als maßgebend und einzig richtig hinzustellen. Er weist ausdrücklich den Anspruch von sich, daß hier das vollkommenste Ideal der gesellschaftlichen Reform aufgestellt ist, sonst müßten wir annehmen, daß die Quelle des Wissens zu erschöpfen wäre. „Jede Generation hat ebenso wie jedes Individuum ihren eigenen Begriff von Vollkommenheit. Der Mensch kann wohl sich ihr immer mehr nähern, aber nie in diesem Leben sie ganz erreichen.“ Ein Stück weiter heißt es, daß die Wahl der Konstitution der Gesellschaft selber, der Mehrheit ihrer Glieder angehöre, „und die Zeit begebenheiten tragen gar viel zu derselben bei“. Und so ist Weitling natürlich auch in dem Fundamentalspunkt über die Utopisten weg, daß er die Begründung der neuen Gesellschaft nicht von der imaginären Größe einer erhofften Gewinnung der Besitzenden erwartet, sondern von den eigenen Anstrengungen derer, die an einer besseren Ordnung der Dinge interessiert sind, von den Besitzlosen. Und er nimmt an, daß diese Umwälzung auf gewalttätigen Wege erfolgen werde. Er warnt die Besitzlosen vor dem Irrtum, daß sie auf dem Wege der Vermittlung mit ihren Feinden etwas ausrichten könnten: „Eure Hoffnung liegt nur in eurem Schwert.“ Er erklärt es für eine traurige Erfahrung, daß sich die Wahrheit einen Weg durch Blut bahnen müsse. Eine Revolution scheint ihm aber nicht als Handstreich einer Gesellschaft von Verschwörern möglich, sondern bloß als Massenerhebung. Er meint, die Massen der Besitzlosen seien wohl der kommunistischen Fahne gewiß, wegen der Aussicht auf materielle Besserstellung und infolge ihres Hasses auf die Reichen. Aber die neue Lehre bedarf auch der Apostel, welche die Massen über den Kommunismus aufzuklären haben.

Waren sonach Weitling und seine deutschen Gesinnungsgenossen in Paris theoretisch über die babouvistische Taktik hinweg, so hinderte das indes nicht, daß ihr Bund der Gerechten praktisch nach wie vor mit der französischen Gesellschaft der Jahreszeiten eng liiert blieb. Als dann Blanqui und Barbès am 12. Mai 1838 loszogen und nach einem Augenblick des Erfolges an der Teilnahmslosigkeit der un-aufgeklärten Massen scheiterten, da wurde der Bund der Gerechten von der Niederlage mit betroffen und momentan gänzlich zersprengt. Einige führende Mitglieder wurden inhaftiert

und demnächst ausgewiesen: sie gingen nach London und organisierten hier den Bund der Gerechten. Die Pariser Mitglieder aber jamelte Weitling mit ungeheurem Mute wieder. Nachdem er diese Aufgabe gelöst hatte, siedelte er im Auftrage der Bundesleitung, mit ganzen 30 Frank ausgerüstet, nach der Schweiz über um hier dem Kommunismus Anhänger, dem Bund der Gerechten Mitglieder zu gewinnen. Die Schweizer Zeit Weitlings stellt den Höhepunkt seiner agitatorischen und literarischen Tätigkeit dar. Sein propagandistisches und organisatorisches Wirken hatte beträchtliche Erfolge, in erster Linie unter den deutschen Handwerksgehilfen, aber auch unter den Einheimischen: an zahlreichen Stellen im Lande gewann der Kommunismus Boden. Enttäuschungen blieben freilich nicht aus. Unsaubere Elemente mischten sich hier und da in die Sache ein. Besonders schwer empfand Weitling den Mißerfolg seiner kommunistischen Speiseanstalten. Eine solche hatte er schon in Paris in kleinem Maßstabe eingerichtet für die Schneidergehilfen, denen sie ein wahrer Segen wurde. In der Schweiz auf größerer Skala unternommen, erfüllten die



Wilhelm Weitling.

wieder andere spendeten Geld oder versetzten ihre Uhren, um Geld flüssig zu machen. 2000 Exemplare wurden gedruckt und zum Teil nach Deutschland eingeschmuggelt; beispielsweise schaffte der Schuhmachergehilfe Jakob nach Frankfurt a. M. eine Anzahl von Exemplaren dieser ersten kommunistischen Schrift der deutschen Arbeiterbewegung.

Weitling hat durch dieses Büchlein und die ihm folgenden größeren Schriften das Recht erworben, als der erste deutsche Theoretiker des Kommunismus bezeichnet zu werden. Und er ist nicht nur für Deutschland bahnbrechend gewesen, sondern er geht auch, schon in dieser ersten Schrift, über seine französischen und englischen Vorgänger weit hinaus, hat den Kommunismus auf eine ganz neue Basis gestellt. Wohl hat er in seiner Gesellschaftskritik viel von den älteren Sozialisten übernommen, wohl berührt er sich mit den großen Utopisten darin, daß auch er einen detaillierten Plan für das zukünftige kommunistische Gemeinwesen, den großen Familienbund der Menschheit, entwirft, eine Utopie konstruiert, die übrigens viel Originelles enthält, worauf hier nicht weiter ein-



Speiseanstalten die auf sie gezielten Hoffnungen ganz und gar nicht. Zudem gestaltete sich Weillings materielle Lage bald sehr traurig. Anfangs, in Genf, hatte er noch als Schneider gearbeitet und einen auskömmlichen Verdienst gehabt. Aber auf Andringen der Gefinnungsgenossen entschloß er sich, der Agitation und der literarischen Tätigkeit seine ganze Kraft zu widmen. Er hat dies auch durchgeführt, aber ließ unter den größten Entbehrungen. Was er unter diesen Umständen geleistet hat, ist geradezu bewundernswürdig. Nicht nur hielt er eine umfassende Agitation und einen ausgedehnten Priechwechsel in Gang, sondern er gab auch seit 1811 eine Monatschrift heraus, die mit der „Silberne der deutschen Jugend“, dann „Ange Generation“ hieß. Und damit nicht genug, brachte er noch in kurzen Zwischenräumen seine beiden größeren Schriften zustande, die „Garantien der Harmonie und Freiheit“ und das „Evangelium eines armen Sünders“. Erstere, sein größtes und auch hervorragendstes Werk, erschien im Jahre 1812. Auf den Inhalt kann hier weiter nicht eingegangen werden. Es sind im wesentlichen die nämlichen Gedanken wie in der Erstlingschrift, aber ausgeführter und freier von den Reminiscenzen an den christlichen Gefühlssozialismus von Lamennais, die in der „Menschheit, wie sie ist, und wie sie sein sollte“, noch eine beträchtliche Rolle spielen. Die Gesellschaftskritik ist mehr im einzelnen durchgeführt, und auch die Utopie ist bis in die Details ausgebaut. Dabei hebt Weilling aber wieder nachdrücklich hervor, daß auf die Pläne zum Neubaue der Gesellschaft nicht zuviel Wert zu legen sei. Es handelt sich bloß darum, der Menschheit zu zeigen, was sie in einer schlechten Organisation sei und in einer besseren sein könne; habe sie das begriffen, „dann kümmern wir uns nicht im geringsten um den Aufbau“. Wie werde eine Organisation der Gesellschaft gefunden werden, die für alle Zeiten unabänderlich die beste sei, weil dies mit dem Naturgesetz des Fortschritts im Widerspruch. „Daraus aber, daß nichts vollkommen ist, geht ja schon die Notwendigkeit fortlaufender Reformen und die Schädlichkeit der Heiligung alter Gesetze und Gewohnheiten hervor.“ In bezug auf die Mittel zur Herbeiführung einer kommunistischen Gesellschaft ist hervorzubeben, daß Weilling in den „Garantien“ das Wählen verwirft. Das Recht, einen Namen in den Wahllopf zu werfen, nützt nichts; wenn die Wahlen getätigt, zeige sich ja doch immer, daß die Reichen recht hätten; das sehe man bei allen Wahlen unter dem Geldsystem. Weilling setzt sein ganzes Hoffen auf eine durch vorherige Revolutionierung der Köpfe vorbereitete Revolution, läßt es aber dahin gestellt, ob diese Revolution gewalttätige Formen annehmen müsse. „Revolutionen wird es immer geben, aber sie werden nicht immer blutig sein.“

In bezug auf den Nutzen des Stimmrechts für das Proletariat hat sich Weilling hernach eines Besseren besonnen. Im „Evangelium eines armen Sünders“, das 1843 fertig wurde, aber erst 1845 erschien, nimmt Weilling in diesem Punkt eine wesentlich andere Haltung ein, besonders in den Nachträgen der 2. und 3. Auflage hält er das „Veto“, die Volksabstimmung, für durchaus anwendbar zu kommunistischen Zwecken. Er empfiehlt, bei den Wahlen für die kommunistischen Grundfälle zu stimmen und deshalb Männer aus der Mitte der Arbeiterklasse zu wählen, „die selber mitempfinden, wo uns der Schuh drückt, und die darum selber ein Interesse haben, daß unseren Uebeln abgeholfen wird“. Sonst stellt das „Evangelium eines armen Sünders“ gegenüber den „Garantien“ keine Weiterentwicklung, sondern einen Rückschritt dar. Zielt es doch darauf ab, die modernen kommunistischen Ideen in das alte Gewand des unchristlichen Kom-

munismus einzukleiden, was wiederum soviel hieß, wie den Kommunismus zu einer Seitenbewegung zu machen. Das „Evangelium“ trug Weilling eine gerichtliche Verfolgung ein, und zwar, ehe es noch veröffentlicht war, auf Grund einer bloßen Ankündigung und Inhaltsübersicht. Die Schweizer Obrigkeit hatte die kommunistische Propaganda schon lange mit steigendem Angrimm beobachtet. Züricher Statisten denunzierten den Prospekt des „Evangeliums“ als gotteslästerlich. In der Nacht vom 8. zum 9. Juni 1843 wurde Weilling in Zürich verhaftet, seine ganzen Papiere beschlagnahmt. In ihrer Prüfung und überhaupt zur Unternehmung



Zundel: „Proletarier“.

der kommunistischen „Antriebe“ setzte die Regierung eine Kommission ein, deren Bericht Muntzschli erstattete. Es ist ein ganz niederträchtiges Nachwerk. Wiederträchtig war auch der Prozeß, der gegen Weilling wegen Gotteslästerung, Angriffs auf das Eigentum und Geheimbündelei geführt wurde. Das endgültige Urteil der Züricher Klassenjustiz, das im Dezember 1843 erging, verdonnerte Weilling zu zehn Monaten Gefängnis und nachheriger Ausweisung aus der Schweiz. Von der langen Untersuchungshaft wurden vier Monate in Anrechnung gebracht.

Als Weilling am 21. Mai 1844 das Gefängnis verließ, war er nur noch ein Schatten von dem, was er früher gewesen. Nervös überreizt war er schon, als das Verfahren gegen

ihn erging; Enttäuschungen und Anfeindungen, Ueberanstrengung und Entbehrung hatten ihn bereits einen starken Stoß verleht. Im Gefängnis nagte dann an ihm der Gedanke, daß ihn einige seiner Freunde falsch beurteilten, daß er den Verleumdungen seiner Feinde wehrlos gegenüberstand, und besonders die Befürchtung, daß die Ausweisung aus der Schweiz gleich bedeutend sein würde mit einer Auslieferung an die preussische Regierung, wobei ihm etwa zumute war wie heute einem Russen, der an Paterbens Zehnen ausgeliefert werden soll. Er sah sich mit Einreichung unter das preussische Militär bedroht und glaubte auch, daß man ihn irgendwo für immer lebendig begraben werde; auf Grund seiner Schriften wäre das im vor-märzlichen Preußen durchaus möglich gewesen. Als er aus dem Gefängnis gebracht wurde, rief er verzwehmungsvoll: „Selbst mir, ich bin Weilling! Man will mich an die deutsche Polizei ausliefern.“ Daran wurde er den größtlichen Polizeiroheiten unterworfen, gemebelt und gefesselt. Daß es auf eine Auslieferung abgesehen war, hatte Weilling ganz richtig geahnt. Man überantwortete ihn der badischen Polizei, und diese gab ihn an die preussische weiter, die ihn nach seiner Vaterstadt Magdeburg schaffen ließ. Die weiteren Verführungen Weillings aber bewahrheiteten sich nicht. Die preussische Regierung wünschte den „berüchtigten“ Kommunisten, der für so gefährlich galt, so reich wie möglich loszuwerden. So fand er sich, ganz im Einklang mit seinen Wünschen, nach Hamburg abgehoben, von wo er nach England ging. In Hamburg brachte er bei Campe seine im Gefängnis gedichteten „Merkerpoesien“ an (sein Gedicht aus dieser Sammlung geben wir an anderer Stelle des Mattes) und hatte bei dem Verleger die bekannte Begegnung mit Heine, der sich in seinem Bericht darüber zwar nicht besonders erbaute von Weillings Familiarität zeigt, aber doch den Talenten des kommunistischen Schneiders alle Anerkennung zollt und hervorhebt, daß seine „Garantien“ lange Zeit der „Katechismus“ der deutschen Kommunisten gewesen seien.

Weilling war nun längere Zeit in London, ohne hier Bedeutendes zu leisten. Tatsächlich war er auch schon gar nicht mehr imstande dazu. Sein seelisches Gleichgewicht war schwer erschüttert. Einige Gründe dafür wurden schon angegeben. Dazu kommt noch der Personenkultus, den kritiklose Verehrer mit ihm trieben. Das war ihm unglücklicherweise zu Kopfe gestiegen, hatte ihn die Fähigkeit der Selbstkritik und der Fortentwicklung einbüßen lassen. So oft er auch erklärt hatte, daß sein System nicht das Kon- plusultra darstelle, so zeigte er sich doch gänzlich darin veranmt, als er in Brüssel in persönliche Beziehungen zu Marr und Engels trat, die in diesen Jahren den wissenschaftlichen Kommunismus entwickelten. Sie kamen Weilling aufs freundlichste entgegen. Marr hatte Weillings „Garantien“ das größte Lob gezollt, seine Verdienste durchaus anerkannt. Aber es kam 1846 zwischen Weilling auf der einen, Marr und Engels auf der anderen Seite zum völligen Bruch. Nicht durch die Schuld der beiden großen Meister des wissenschaftlichen Sozialismus. Indes ist auch Weillings Verhalten sehr entschuldbar, mindestens sehr erklärlich: man begreift, daß er nicht besonders erbaute davon war, durch die überlegene wissenschaftliche Einsicht von Marr und Engels in den Schatten gestellt zu werden. Er verließ demnach Europa und ging nach New York, wo er eine sozialistische Agitation betrieb. 1848 war er noch einmal in Deutschland, vermochte aber keine erspriehliche Wirksamkeit zu entfalten, da er die Fühlung mit den deutschen Dingen schon ganz verloren und die Fähigkeit, sich den veränderten Umständen anzupassen, eingebüßt hatte. Er betrieb dann seine amerikanische



Agitation noch einige Jahre, eine Zeitlang mit Erfolg, und der schließliche Misserfolg lag zum Teil auch an ihm selber. Später beschäftigte er sich vornehmlich mit astronomischen Studien, bei denen aber nicht viel herauskam. Dagegen erfand er eine Knopflochmaschine, für die ihn der Nähmaschinenfabrikant Singer mit einem Patent abfinden wollte. Der Streit darum triebte seinen Lebensabend sehr, zumal seine materiellen Verhältnisse bei zahlreicher Familie sehr kümmerlich waren. Mit der Arbeiterbewegung hatte er fast gar keine Beziehungen mehr. Doch hat er drei Tage vor seinem Tode noch einem internationalen Verbrüderungsfest beigewohnt, das die Internationale Arbeiterassoziation in New York im Januar 1871 abhielt. Am 25. Januar 1871 ist Weitling gestorben.

Von dem traurigen Ausgang leiten wir den Blick wieder auf die Glanzzeit Weitlings zurück, indem wir das Urteil zitieren, das Marx 1844 über ihn fällt; da heißt es: „Wo hätte die Bourgeoisie — ihre Philosophen und Schriftgelehrten eingerechnet — ein ähnliches Werk, wie Weitlings „Garantien der Harmonie und Freiheit“, in bezug auf die Emanzipation — die politische Emanzipation — aufzuweisen! Vergleicht man die nüchterne, kleinlaute Mittelmäßigkeit der deutschen Literatur mit diesem maßlosen und brillanten literarischen Debüt der deutschen Arbeiter; vergleicht man diese riesenhaften Kinderstube des Proletariats mit der Zwerghaftigkeit der ausgelakten politischen Schube der Bourgeoisie, so muß man dem deutschen Nischenbrödel eine Athletengestalt prophezeien.“ Diese unumwundene Anerkennung der Bedeutung Weitlings macht Marx ebensoviel Ehre wie dem genialen Proletarier, dessen hundertsten Geburtstag wir jetzt feiern. —



## Die Sinnesorgane des Menschen und ihre Pflege.

Von Dr. R. Silberstein.

(Fortsetzung.)

Gegen die Bindehautkatarakte ist vor allem möglichste Beseitigung des Staubes und der Gase durch Ventilations- und Absaugvorrichtungen notwendig. Bei Beschäftigungsarten, die eine Blendung des Auges hervorrufen, sind dunkelgefärbte Brillen am Platze. Nicht unerwähnt soll hier bleiben, daß auch die persönliche Sauberkeit des einzelnen Arbeiters viel zur Vermeidung dieser Schädigungen beitragen kann. Man kann es nicht selten beobachten, daß Arbeiter ihre mit gewerblichem Staub oder giftigen Stoffen beschmutzten Finger an die Augen führen, sich die Lider reiben und so direkt den krankheitserregenden Stoff in die Augen bringen.

Außerordentlich häufig sind in der Industrie die Augenschädigungen durch Verletzungen von außen. Willaret sieht unter den verstümmelnden Unfällen ernstester Art den Verlust der Sehkraft eines Auges als einen der häufigsten an. Die Verletzungen können alle Teile des Auges treffen; die häufigste und leichteste ist das Eindringen von Metallsplitterchen in die Hornhaut. Bleibt das Metallteilchen außerhalb der Hornhaut und wird es sobald als möglich sachgemäß durch die Hand des Arztes entfernt, so geht die Sache fast stets ohne Schäden ab; ist dies nicht der Fall, so können sich Trübungen auf der Hornhaut bilden, die je nach ihrer Lage und Verbreitung das Sehvermögen schädigen. Dringt ein Fremdkörper durch die Hornhautmasse hindurch ins Innere des Auges, so hat man es stets mit einer ernsten Verletzung des Auges zu tun, die den Bestand des Auges in Frage stellen kann. Für die operative Entfernung von Metallsplittern aus dem

inneren Auge hat sich die Einführung des Elektromagneten, der die Teilchen aus dem Auge vermöge seiner magnetischen Anziehungskraft herauszieht, sehr bewährt. Außer den Metallsplittern kommen auch oft Augenverletzungen durch Steinsplitterchen vor. Bei Banarbeitern wird nicht selten die Verletzung der Hornhaut oder Bindehaut durch hineingespritzten Stalk beobachtet, sie ist um so gefährlicher, je mehr die Hornhaut in Mitleidenschaft gezogen; nichts ist bei diesen Verletzungen schädlicher, als das Auge mit Wasser auszuwaschen, da auf diese Weise die ungelösten Kalkresten wieder gelöst werden und eine erneute Verbrennung stattfindet. Hier ist Einträufeln von Öl ins Auge als erste Hilfeleistung das Beste. Bei Verletzungen durch Säuren dagegen, wie es in vielen anderen Berufen vorkommt, ist eine Ausspülung mit Wasser am Platze, da die Säure dadurch verdünnt und die Nekrosewirkung verringert wird.

Bei der großen Gefährdung der Augen durch äußere Verletzungen ist es eigentlich zu verwundern, daß so wenig Gebrauch gemacht wird von den verschiedenen Schutzbrillen, die empfohlen werden; es liegt dies wohl hauptsächlich daran, daß eine vollkommen zweckmäßige Schutzbrille noch nicht existiert; entweder drücken sie oder erregen auf die Dauer Schmerzen, oder sie machen zu heiß und nehmen Licht weg. Glasbrillen sind in diesem Fall völlig unzulänglich, weil ein irgendwie größerer oder schwererer Gegenstand, der gegen das Auge fliegt, sie zertrümmert und eventuell noch die Glassplitter ins Auge treibt, so sind Glimmerbrillen, Drahtnetzbrillen konstruiert, doch haben sie sich dauernd noch nicht einführen lassen.

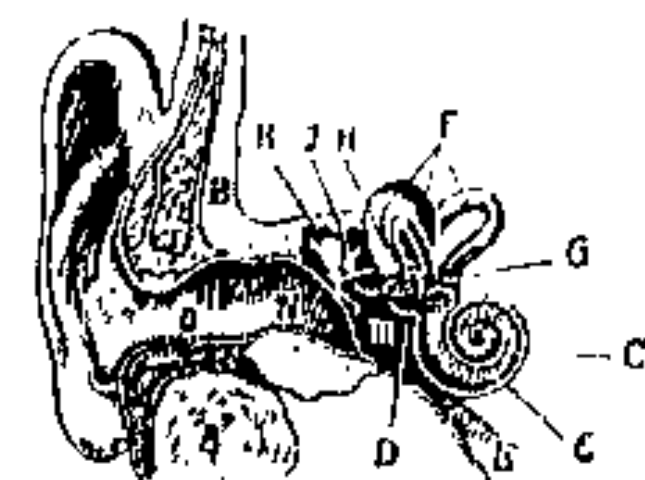
Unter den gewerblichen Giften, die in den Körper gelangen und dort durch den Blutstrom in die verschiedensten Organe kommen, gibt es auch einige, die auf Sehnerv und Netzhaut wirken und so das Sehen stark beeinträchtigen, ja manchmal zur völligen Blindheit führen kann. Der Sehnerv ist ja die Leitung vom Gehirn zum Auge und auf der Netzhaut breiten sich die Endapparate des Sehnervs aus. Jede Störung dieser wichtigen Apparate kann zur Blindheit führen. Solche Sehnervverkrankungen findet man bei Bleiarbeitern nicht selten, viel seltener kommt sie bei Arbeitern vor, die mit Arsen, Phosphor oder Quecksilber arbeiten. Besondere Arbeiterschutzbestimmungen für alle Arbeiten mit diesen Giften sind überaus notwendig. Ein Gift, das auch sehr häufig die Sehkraft angreift, ist der Alkohol; besonders leidet der Sehnerv und die Netzhaut durch die Trunksucht. Säufer erkranken fast stets früher oder später an erheblichen Sehstörungen, wobei meist auch der Farbensinn stark getrübt wird. Die individuelle Hygiene gegen den Alkohol und die oben genannten Giftstoffe hat in dem Bestreben zu gipfeln, den Alkoholenuß tunlichst einzuschränken, und bei Arbeiten mit den gewerblichen Giften sich einer möglichsten Körperpflege und Sauberkeit zu befleißigen, häufige Waschungen und Bäder beseitigen die Giftstoffe vom Körper und besonders von den Händen, die oft beim Essen, Trinken oder Rauchen die Gifte in den Mund bringen.

Es ergibt sich aus diesen Betrachtungen auch manches wichtige für die Berufswahl. Bei Bindehautkatarakten, Hornhaut- und Lidentzündungen sind alle Berufe zu vermeiden, die durch Staub, Rauch oder grelles Licht das Auge schädigen. Dazu gehört der Beruf der Bäcker, Müller, Geizer, Schmiede und Schlosser. Für Kurzsichtige soll der Beruf der Schriftsetzer, Weber, Mechaniker, Schneider, Goldarbeiter und Graveure ausscheiden.

Mit diesen Betrachtungen wollen wir das Sehorgan verlassen und uns zum Gehörorgan wenden. Am Ohre unterscheiden wir das äußere und das innere Ohr; die Ohrmuschel hat wohl den Hauptzweck, die Schwingungen der Luft,

die Schallschwingungen, die den adäquaten Reiz für das Gehörorgan bilden, aufzufangen; das innere Ohr ist ganz in den Schädelknochen eingebettet, also viel geschützter gelagert und deswegen viel weniger äußeren Verletzungen ausgesetzt als das Auge.

Die von der Ohrmuschel aufgefangenen Schallwellen gelangen in den äußeren Gehörgang und setzen ein am Ende des Gehörganges ziemlich fest ausgespanntes, den Gehörgang abschließendes Häutchen in Schwingungen. Dieses Häutchen heißt Trommelfell und trennt den Gehörgang von einer kleinen luftgefüllten Höhle, die ganz im Knochen liegt und Paukenhöhle genannt wird. In dieser Höhle sind nun höckerförmig durch Gelenke beweglich verbundene Knöchelchen vorhanden, die die Schwingungen des Trommelfells weiter zu leiten haben; sie heißen Hammer, Amboss und Steigbügel. Der Stiel des Hammers ist direkt in das Trommelfell eingewebt, der Hammerkopf selbst ist beweglich mit dem Amboss und dieser beweglich mit dem Steigbügel verbunden. Der Fußteil des Steigbügels ist wiederum beweglich an dem sogenannten ovalen Fenster befestigt, das die Paukenhöhle mit einem anderen Raum des Ohres, dem Labyrinth, verbindet. Im Labyrinth befindet sich das für das Hören wichtigste Organ, die sogenannte Schnecke, die nach Art einer richtigen Schnecke gebaut ist und 2 1/2 Windungen zeigt. Diese Windungen, die innen hohl sind, haben in ihrer Mitte eine die ganzen Windungen entlang laufende knöcherne und häutige bewegliche Scheidewand. Es entstehen auf diese Weise zwei Abteilungen in der Schnecke, die an der



Das Ohr.  
O Mäckerer Gehörgang.  
N Trommelfell.  
M Paukenhöhle.  
L Eustachische Röhre.  
K Hammer.  
I Amboss.  
H Steigbügel.  
D Rundes Fenster.  
F Die Dreiwinkelgange.  
C u. E Schnecke.

Spitze miteinander in Verbindung stehen. In der Schnecke ist mit einer Flüssigkeit, dem Gehörwasser, gefüllt und völlig von Knochen eingeschlossen; sie hat nur eine nachgiebige Stelle, das sogenannte runde Fenster. Auf der häutigen Scheidewand der Schnecke sind die Nervenendigungen des Gehörnerven ausgebreitet. Der Gehörvorgang ist nun folgender: Wird das Trommelfell durch Luftwellen in Schwingungen versetzt, so schwingen die drei Gehörknöchelchen mit und übertragen so die Schwingungen auch auf den Fußteil des Steigbügels, der im ovalen Fenster befestigt ist; dadurch wird ein Druck auf das Gehörwasser in der Schnecke ausgeübt, das durch die beiden Abteilungen der Schnecke nach der einzigen nachgiebigen Stelle, dem runden Fenster hin, seine Wellenbewegungen genau entsprechend den Schwingungen des Trommelfells macht und so die häutige Scheidewand, an der die schallempfindlichen Nervenzellen lagern, in die gleichen Schwingungen versetzt und die Gehörsempfindung erzeugt. Als Töne empfinden wir jene Schallschwingungen, die genau gleichmäßige, periodisch wiederkehrende Wellen haben, während Geräusche unregelmäßigen Luftschwingungen ihre Entstehung verdanken; je häufiger die regelmäßigen Schwingungen einer Schallwelle sind, um so höher ist der Ton, den wir hören.

Für eine gute Uebertragung der Schallwellen auf die Gehörnerven sind verschiedene Vorbedingungen erforderlich. Das Trommelfell muß eine ausgiebige Schwingungsfähigkeit besitzen; zu diesem Zweck ist es nötig, daß der Luftdruck in der Paukenhöhle dem der Außenluft gleich ist. Ist dies nicht der Fall, so wird das Trommelfell entweder nach außen oder innen durch Ueberdruck gedrängt, zu straff gespannt, verliert seine Elastizität und beeinträchtigt so die Gehörsempfindung. (Schluß folgt.)



# Die Reise nach Paris.

Erzählung von B. Bergman.

(Fortsetzung).

Paris war im Frühling am schönsten. Romanfragmente und Erinnerungen aus Kunstausstellungen tauchten in Fabian auf, Visionen der Pariser Boulevards, wo der Zigarettenrauch über die Staffehausliche leuchte, das Bois im violetten Frühlingsgrün, bleiche Frauen in niedrigen, samt kleidenden Viktorias, Zeinemotive und Nachtlichteffekte, die Violinen bei Marine und die Wälle im Moulin de la Galette. Coraïus, Duillanmes, Verbantts, Woës. Paris lag da und wartete auf ihn. Für sechzig, siebzig Frank an Tage mußte er doch schon etwas davon sehen können. Er war nicht abschreckend häßlich. Da war wohl der Klumpfuß, aber die Frauen leben so etwas nicht, wenn sie es nicht leben wollen. Die Gräfin Guiccoli sah den Vorons nicht, weil sie ihn liebte; und wenn Fabian sie auch nicht mit Liebe blenden konnte, so konnte er ihnen ein paar Louisdors vor die Augen halten, das tat dieselbe Wirkung. Denn er wollte jetzt was Abenteuer. Zu lange schon hatte er darauf gewartet. Einmal wollte er sich satt essen.

Das war der Traum. Zwei Jahre lang hatte er ihn mit sich herumgetragen, und jedesmal, wenn neue Bismarck in das Sparlakenbuch kamen, erhielt er schärfere Konturen, ganz wie ein Laternamagikabild, wenn es eingestekt wird. Er lebte in all dem: ein Mittagessen im Salon Oriental, ein Abend im American, bon soir Claire, bon soir Pauline. In ein paar Monaten würde es kein Traum mehr sein. Endlich würde er sich ein Stückchen Wirklichkeit schaffen können, das nicht nach Wasser und Brot schmeckte. Er wollte durchbrennen, Licht, Luft, Menschen, das Leben sehen. Nach vierzehn Tagen war er wieder zurück und kroch in seine graue Kutte, aber dann hatte er doch etwas, woran er sich erinnern konnte. Es war eine ernste Sache, das Vergnügen, und es hatte seine Gefahr wie alles Handeln, aber er wollte ihr schon stand halten. Wenn er nur vierzehn Tage von sich selbst Urlaub erhielt!

Fabian ging umher und fühlte sich wie ein Entdeckungsreisender, der bald mit der Proviantierung fertig ist.

Er war auf den Gustav-Adolfplatz gekommen, da war alles eine weiße Wolke. Der Nebel hatte sich verdichtet, und die Vogelampfen vor dem Hotel Nydberg brannten wie zwei sterbende Monde. Die Menschen tauchten auf und verschwanden wieder wie Schatten. Er ging in das Operncasé, eine Tasse Kaffee zu trinken und den Zigarro zu lesen. Der brachte einen Hauch von Paris und der Welt.

Und er las unter Nouvelles Mondaines: „Dienstag, Diner zu dreißig Couverts bei der Vikontesse de la Roche-Fouquand in ihrem Hotel, Avenue Kléber. Unter den Gästen bemerkte man Herrn und Frau de Truite, Baron und Baronin de Parlatinny, Gräfin Verlé, Miß D'Hagan, Fürst Volkonsky, Baron de Vankrelaud, Vicomte d'Éva und andere.“

Dann las er die Polizeineuigkeiten: „Ein Schlächter, Emil Mollard, Rue St.-Croix-de-la-Bretonerie wohnhaft, traf gestern auf der Place St. Opportune seine Geliebte, Noie Labiche, die mit ihm gebrochen hatte.“

Mollard zog einen Revolver aus der Tasche und feuerte mehrere Schüsse auf die Unglückliche ab, die sie in die Brust und in den Unterleib traf. Dann jagte er sich selbst zwei Kugeln in den Kopf.

Die beiden Verwundeten wurden ins Hotel Dieu gebracht. Mollards Zustand ist hoffnungslos.“

— Mollards Zustand ist hoffnungslos, wiederholte Levis für sich selbst und blickte in

den Rauch hinaus. Und er freute sich darüber. Es war ihm, als wäre Paris nicht mehr Paris, wenn Mollard sich erholen sollte.

Fabian Levis lag in seinem Bett und entfaltete die Zeitung. Seine Mücke blieben auf der ersten Seite an einem Partezettel hängen. Musikdirektor Brandel. „Tiefbetruert von mir, meiner Tochter, den übrigen Verwandten und vielen Freunden.“ Und darunter stand: „Eva Brandel, geb. Lindt.“

Es war merkwürdig, noch nach so vielen Jahren konnte er den alten Namen nicht leben, ohne Herzklopfen zu bekommen. Anfangs hatte er sie ab und zu getroffen, aber hatte vermieden, sie zu grüßen. Und jetzt war sie Witwe, ja, ja, die Zeit vergeht. Leben wir einmal, Frühling einundachtzig. Also war die Tochter jetzt auch erwachsen, ungefähr so alt wie Eva, als er sie kennen lernte. Fabian starrte auf die Anzeige. Es hätte ein anderer Name in der schwarzen Umrahmung stehen können. Er war die Zeitung fort und zog die Decke über den Kopf. Das Blut tickte ihm im Ohre wie eine Uhr: ein Leben, ein Leben, ein Leben. Aber er hatte doch noch etwas von seinem übrig, und er wollte sich sein Recht nehmen.

Er konnte es nicht lassen, einige teils nehmende Zeilen zu schreiben, mochte sie sich darüber wundern, wenn sie wollte. Und dann kam Weihnachtszeit und brachte die ganze Geschichte in Vergessenheit. An einem Tag, anfangs Jänner, einem weißen und kalten Sonntag, an dem ein Leichenzug nach dem anderen über die Gasse ging, saß er daheim und röstete Kastanien im Stachelofen, als es klingelte.

„Bitte sehr.“

„Herr Levis?“

Eine Dame in tiefer Trauer stand auf der Schwelle. Sie schlug den Schleier zurück.

„Sie kennen mich nicht, natürlich. Ich bin Frau Brandel! Eva Lindt.“

Sie errödete leicht. Fabian fühlte, daß auch er erröte, während er sie hat, Platz zu nehmen; er selbst blieb mitten im Zimmer stehen, noch mit der Feuerzange in der Hand, stumm, ohne etwas zu verstehen. Nein, er konnte nicht. . . Diese dicke Dame mit den schlaffen, weißen Wangen und den braunen Tränenfäden unter den Augen mit etwas Abgenutztem und Verbrauchtem in ihrem ganzen Wesen, das war Eva. Sie zeigte auch Spuren der Armut, obgleich er ihre Hände nicht sah.

„Sie leben mich an. Ich habe mich verändert. Ich weiß es. Ach, es ist mir nicht gut gegangen,“ sie schmeuzte sich, und eine große, runde Träne setzte sich mitten auf der blanken Wange fest.

Fabian witterte irgend etwas Unglückverheißendes. Was wollte sie?

„Wenn ich nur. . . Mein Anliegen. . .“

„Ich weiß nicht wie ich. . . Aber diese Zeilen, die Sie geschrieben haben, sie waren so gut, so gefühlvoll. Sie machten mir Mut, und ich dachte: Ich will es versuchen, er wird mich nicht verurteilen, und wenn, wenn es eine Möglichkeit gibt, dann. . .“

Sie putzte sich die Nase. Die Träne blieb als Dekoration hängen.

„Ja, mit mir ist es aus“, rief sie ganz unvermittelt. „Mein Mann hat nichts gelassen, nur Schulden, und nun habe ich Maggie. Sie geht ins Konservatorium, Violine, sie ist sehr brav und fleißig, und der Professor sagt, es wird etwas aus ihr. Wenn ich nur. . . Jetzt hätte ich Aussicht, ein kleines Schneiderzugeschäft zu übernehmen. Fünfhundert wären für das Lager zu bezahlen.“

Levis wurde es schwarz vor den Augen. Eine vergessene Kastanie plakte in der Nische. Draußen auf der Straße klingelte ein Tramway.

„Ach verstehe nicht recht. . .“

„Warum ich mich an Sie wende. Ach habe niemand anderen.“

„Verwandte und viele Freunde“, zitierte Fabian aus dem Partezettel.

Sie weinte still.

„Médaille, aber ist ganz. . .“

„Gott helfe mir. Verzeihen Sie also.“

Sie ließ den Schleier herunter, glättete ihr Kleid und stand auf. Fabian stand mit über Hand in der seinen da; das Gesicht sah er nur wie einen weißen Fleck unter dem Tisch, aber in diesem Weiß brannten ein paar Augen, groß, trant, glänzend. Es gab ihm einen Mut, seine Lippen waren trocken, und er erkannte seine eigene Stimme nicht.

„Vielleicht doch,“ sagte er. „Na, ich habe es nicht selbst, das Geld, ich bin arm wie Sie, aber ich werde versuchen. . . Ein besserer gestellter Freund, vielleicht, wir wollen leben.“

Nur Mut, Co. . . Frau Brandel, in einer Woche hören Sie von mir.“

Und er schob sie samt durch die Tür.

Dann laut er in einen Stuhl. Was war passiert? Nichts, ein altes Frauenzimmer war dagewesen und hatte bei ihm gewohnt, ja, und dann hatte er versprochen, hatte den Zirkel um seinen Hals gelegt. Aber er brauchte doch nicht zuzugreifen. Es waren natürlich lauter Lügen, was sie aufgetischt hatte. Der Traum, das Leben, Paris er würde doch nicht verrückt sein und das alles Jahren lassen, nur weil ihn ein paar Augen durch einen Schleier angelehnt hatten. Er sah ein Laternamagikabild langsam verblässen und erlöchen.

Zwei Tage lang ging er herum und sagte zu sich selber, daß er doch nicht verrückt sein würde, und am dritten schickte er das Geld. Er war ein Idiot. Warum mußte er auch diese Zeilen schreiben? So geht es, wenn man freundlich ist. Aber Menschen wie er sollten nie etwas unternehmen, sie können die Lawine nicht aufhalten, rollen nur mit ihr in die Tiefe.

Ich hätte ja doch auf keinen Fall in Paris Vergnügen gehabt, räsonierte er. Mit diesen Augen vor mir. Nein, natürlich, er war so. Als ob man irgendein Vergnügen hier in der Welt hätte, ohne das anderer zu zerstören, als ob nicht alles, das ganze Leben, mit Opfern erkauft werden müßte, Menschenopfern, Opfern von Blut und Hirn. Man aß oder wurde gegessen. Er steckte sich immer selbst an den Spieß, brüht sich selbst, servierte sich selbst, sagte selbst: Bitte sehr. Aber solche Leute sollten nicht von „Leben“ sprechen! Das Leben fragte nicht nach solchen wie ihm.

Der Winter verstrich, und die Anlagen unter Fabians Fenster begannen zu grünen. Er hatte sich vor dem Frühling gefürchtet, gedacht, daß sie dann ausbrechen würde, die Wunde, nach seinem zerrissenen Traum. Aber er fühlte nichts. Er fuhr fort, jeden Monat seine Summe zurückzulegen, weil er sich daran gewöhnt hatte, und das Loch in der Tasche wurde langsam verstopft, so wie die Anker ein Loch in ihrem Saufen zstopft.

Frau Brandel hatte er nicht gesehen und es mit Absicht vermieden, sich ihr in Erinnerung zu rufen. Aber eines Tages erhielt er einen Brief, in dem sie fragte, ob er nicht in ein paar Tagen bei ihnen zu Mittag essen wollte. Maggie hätte jetzt keine Lektionen, schrieb sie, und würde sich sehr freuen, seine Bekanntschaft zu machen.

(Fortsetzung folgt.)



## Der Geburtstag.

(5. Oktober 1813.)

Schon wieder stoh ein Jahr an diesem Kerker hin,  
 Des nahen Sturz ich mit Besorgnis schaue.  
 Bald wird das Letzte dran vorüberziehn.  
 Der Zahn der Zeit nagt an dem zarten Baue.  
 Ich lebe noch! Wer hätte das gedacht,  
 Ich lebe noch! Was doch die Hoffnung macht!  
 Und noch soll nicht der Gliederbau zerbrechen,  
 Die Lösung meiner Freiheit auszusprechen!

Verborgen, wie Planetenschatten ziehn,  
 So ziehet auch der Traum von unserm Leben  
 Mit unserm räthselhaften Sein dahin  
 Und niemand kann des Räthfels Lösung geben. —  
 Auf welchem Sterne weilten wir vorher?  
 Umsonst, der Geist erinnert sich nicht mehr,  
 Kennt nicht das Lebensmeer, von dessen Wogen  
 Der Blick zuerst auf diese Welt geflogen. —

Ein ewig Würgen schlingt die Formen ein,  
 Die uns das Wesen unsers Seins verhüllen  
 Und ohne Unterbrechung sich erneun:  
 Das nennt man leben, Leidenschaften stillen. —  
 Einst war ich frei; — bin ich es jetzt nicht mehr,  
 Weil sich ein Kerker formte um mich her,  
 Den man mit einer Nadel kaum zerstechen,  
 Den eines Pflänzchens Same kann zerbrechen? —

Voran begier'ge Zeit; mich schreckt es nicht,  
 Wenn hinter mir in diesem kurzen Leben  
 Der Jugendfreunden letzte Brücke bricht;  
 Doch laß mich wenigstens erst Abschied nehmen  
 Von meiner Leidenschaften Phantasien,  
 Und dann ein Lichtstrahl durch die Schatten ziehn  
 Zu der Planetenschatten fernsten Räumen  
 Mit meinen Hoffnungen und meinen Träumen. —

Vor einem Jahr stand ich am See allein  
 Und schaute nach den finstern Bergen drüben.  
 Wo wirst du, dacht ich, übers Jahr wohl sein?  
 Was wirst du hoffen und was wirst du lieben?  
 Heut stell' ich mir dieselbe Frage auf,  
 Es paßt vielleicht dieselbe Antwort drauf.  
 Nur wenn dereinst mein letzter Kerker leer  
 Ist dies für mich auch keine Frage mehr.

W. Weitting.

## Wie ich zu einem Kunstwerk kam, und was ich damit machte!

Von Helma Steinbach.

Im Württemberger Ländle hat man augenscheinlich mehr Courage, als im großmächtigen Preußen, wo man so oft und so gern den „starken Mann“ zu mimen liebt. Im Jahre 1907 konnten die württembergischen Genossen bekanntlich die Sozialdemokratie aller Länder nach Stuttgart einladen. Der Internationale Kongreß, der dort tagte, richtete keinerlei „Anflug“ an. Im Gegenteil: es verlief alles herrlich und schön!

Das Schönste aber haben ein mir befreundeter Genosse und ich erlebt, als wir in Degerloch zu Gäste waren, wo uns Meister Zundel, der Maler — er ist der Mann unserer Genossin Klara Zetkin — in sein „Allerheiligstes“, in sein Atelier, führte.

Welch eine Welt umging uns dort!  
 „Ein Arbeiterleben“ nennt der Künstler einen Bilder-Zyklus, in dem er die verschiedenen Altersstufen des Arbeiters, vom Kinde bis zum Greise, verkörpern will: eine kostbare Opfergabe auf dem Altare des proletarischen Befreiungskampfes!

In tiefster Ergreiftheit standen wir vor diesen lebenswahren, ungeschminkt wiedergegebenen Typen aus dem Proletariat. Dieser Jüngling mit den schmalen Schultern, der platten Brust und den traurig-ernst-tragenden Augen, die auch dann noch den Beschauner verfolgen, wenn er den Blick längst abgewendet hat! Ich meinte, diese vorwurfsvollen Augen müßten mich ewig verfolgen, wenn mein Leben nicht schon im Dienst „der Sache“ stände.

Und dann jenes andere Bild, das wir in der Reproduktion in dieser Nummer unseren Lesern vor Augen führen. Ein Arbeiter steht vor uns: „im besten Mannesalter“. Er ist mager, schmächtig, schlecht genährt. Die eine Hand ist nachlässig in die

Hosentasche gesteckt; die andere, ausgearbeitete, hängt geschlossen herab. Ein hohlwangiger Kopf mit vorstehenden Backenknochen reckt sich trotzig nach oben. Aber welch ein Ausdruck in diesem Auge, das ziellos in die ferne, aber sicher gesehene Zukunft blickt! Den Mann redet, trotz Not und Sorge, kein Pfaff und kein „Menschenfreund“ ab vom geraden Wege des unauweiblichen Klassenkampfes!

Nicht zählen wir den Feind,  
 Nicht die Gefahren all . . .

Erschüttert und erhoben zugleich standen wir vor dem Meisterwerk. Und er, der Schöpfer dieses Bildes —, der die Wirkung seines Kunstwerks auf uns mit der Seele des Künstlers sah, der wohl in jenem Moment den hohen Triumph des Verstandens, feins voll und rein empfunden hat, er folgte einem Impuls: der reiche Künstler und arme Mann sagte schlicht und einfach: „Guch scheut' ich dieses Bild!“

Niemals werde ich diesen Augenblick vergessen! Wir beiden Proletarier wußten sofort, daß dies Kunstwerk nicht „Privateigentum“ sein dürfe. Wo hätten wir dieses große, herrliche Bild auch unterbringen sollen, wenn wir nicht einen guten, geeigneten Raum dafür gewußt hätten? Einen solchen Raum aber wußten wir.

Und nun will ich die Leser, besonders aber die lieben proletarischen Leserinnen dieses Blattes, bitten, mir einen Augenblick zu folgen, daß ich sie hinführen kann nach meiner Vaterstadt Hamburg, wo wir vor etwa neun Jahren eine Genossenschaft gegründet haben, den „Konsum-, Spar- und Sparverein „Produktion“, der heute 33 000 Mitglieder zählt, 52 Verkaufsstellen, eine große Bäckerei, die größte Schlächtereierei in ganz Norddeutschland, eine Tischlerei, Schlosserei, Kaffeeerösterei usw. besitzt, bis heute schon etwa 600 Wohnungen, jede mit einer Badezelle versehen, für die Mitglieder gebaut hat usw. Und jetzt haben wir in unserer „Zentrale“ auch endlich für die Verwaltung dieser großen Genossenschaft einen schönen, stimmungsvollen Sitzungssaal errichten können: dort ist nun das Werk unseres Künstlers, des Genossen Zundel, untergebracht!

Wie aber konnten wir armen „Habenichtse“ dieses Gewaltig-Große in den paar Jahren aufbauen?

Sehr einfach: wir haben die wirklich zielbewußten, organisierten Genossen Hamburgs veranlaßt, ihre Kaufkraft als Konsumenten zu organisieren und auf die Auszahlung der naturgemäß erübrigten Dividenden so lange zu verzichten, bis von der auf sie entfallenden Rückvergütung ein personeller Notfonds von 100 Mk. angesammelt ist. In Tagen der Not, Arbeitslosigkeit, Krankheit, längerer Streiks, Aussperrungen usw. kann das Mitglied auch schon, noch bevor die 100 Mk. beisammen sind, aus seinem Notfonds Abhebungen machen, die ganz von selbst durch die nächstjährige Dividende, resp. Rückvergütung, wieder ergänzt werden. Im Jahre 1907, in dem sich übrigens der Umsatz der Genossenschaft gegen das vorhergehende Jahr um beinahe zwei Millionen Mark erhöht hat, sind aus dem bis Jahres-schluß 1906 auf 313 676 Mk. angewachsenen „Notfonds“ an 2289 Personen bereits 56 917 Mk. in Fällen der Not ausbezahlt worden. Heute beträgt nun dieser Notfonds schon eine halbe Million Mark.

Ich bitte die Genossinnen, die Mütter, einmal nachzudenken, welch eine Fülle von Angst und Sorgen, von Hunger und Qual dadurch von Tausenden abgewendet, mindestens aber gelindert werden konnte! Allein an Zinsen (3¼ Proz.) zahlte der Verein im Jahre 1906 für die im Notfonds angesammelte Summe 11 504 Mk. Wenn unsere Kapitalisten und Unternehmer wüßten, alle ihre Arbeiter hätten einen Notfonds von 100 Mk. zur Verfügung, und brauchten ihnen infolgedessen, selbst wenn die Gewerkschaftskassen durch einen längeren Kampf erschöpft wären, noch in Wochen und Monaten nicht aus Hunger zu Füßen zu fallen und sich wieder bei ihnen anzubetteln —, dann würden sie das Aussperrn von Tausenden fleißiger Arbeiter ganz sicher bald einstellen. Denn, wenn ihre Fabriken, ihre Maschinen usw. monatelang still stehen, dann bleibt doch für die Herren natürlich der „allein seligmachende Profit“ aus.

Die Sparkasse der Genossenschaft enthält heute bereits über drei Millionen Mark. In der „Produktion“ sind in den verschiedenen Branchen mehr als 500 Männer und Frauen zu tarifmäßigen, teilweise sogar bedeutend höheren Löhnen beschäftigt. Im vorigen Jahre konnte die Verwaltung nach allen erdenklicher, reichlich bemessenen Abschreibungen noch einen Reingewinn von 360 000 Mk., d. h. eine Rückvergütung von 5 Proz. für die von den Mitgliedern entnommenen Waren anrechnen. Hätten alle Mitglieder ihren ganzen Bedarf in ihrem eigenen Geschäft gedeckt, so wäre der Gesamtgewinn vermut-

lich noch einmal so groß gewesen und der personelle Notfonds dadurch gleichfalls verdoppelt worden.

Warum geschah das nicht? Warum tragen die Proletarier noch immer ihre sauer verdienten Steuern, die aber insgesamt viele Millionen Mark ausmachen, alljährlich zu den zahllosen Zwischenhändlern hin, die so eine angenehme Existenz auf Kosten der doppelt und dreifach ausgebeuteten Massen führen?

Wenn ich die Männer frage, dann lautet in neun von zehn Fällen die Antwort: „Ja — ich will wohl gern! Aber meine Frau ist noch so weit von mir!“

Immer finds die Frauen! Wir wissen das! Wir haben es wohl erfahren, wie schwer es war, den Unaufgeklärten begreiflich zu machen, welche bis unbeachtet verbleibenden Werte für die gesamte Arbeiterbewegung gerade die Frauen erzielen können, wenn es gelingt, die proletarischen Massen auf diese einfache und gänzlich kostlose Art in den Besitz der stärksten Waffe der Welt zu setzen: in den Besitz der Unabhängigkeit vom Hunger! Wird es den Männern oft schwer, die Mittel zu den übrigen, die der proletarische Klassenkampf in Partei und Gewerkschaft, als starke Wehr und Waffen, unerlässlich von ihnen fordern müssen, so dürfen die Frauen nicht länger die Summen verschleubern, die sie erhalten können, indem sie ihre Kaufkraft als Konsumenten in ihre eigenen Geschäfte tragen.

Konsumgenossenschaften bestehen heute schon fast in jedem Dorf, in jeder Stadt. Und wenn diese bestehenden Vereine heute noch nicht das sind, was unsere „Produktion“ ist, so ist das nur eine Frage der Zeit. Der praktische Idealismus, der unsere Mitglieder veranlaßt, für ein oder zwei Jahre auf die Auszahlung ihrer „Rückvergütung“ zu verzichten, schuf uns in einer kurzen Spanne Zeit — rein aus dem „Nichts“ heraus — ein stolzes Werk! Unser „Waren-Voranschuss-Fonds“, der auch die Ärmsten für machen soll vom mörderischen Vorkaufsystem, unser „Bildungs-Fonds“, der zur geistigen Befreiung der Massen helfen soll, — sie werden alljährlich durch Generalversammlungsbeschlüsse mit nach tausenden von Mark zählenden Summen gespeist! Und das können wir Proletarier! Nur denken wir wollen müssen wir lernen — den geistigen Blick weiten für die inneren Zusammenhänge aller Dinge!

Sehen wir die Männer der Arbeit: schmalbrüstig, hohlwangig, aber die Faust geballt, das Haupt stolz erhoben, mit der wunderbaren Zuversicht im Blick, wie unser Bild uns einen solchen zeigt! So sollen auch die Proletarierinnen alle Energie zusammenstellen! Könnte ich doch die Frauen, die diese Zeiten rafften und helfend sich an die Seite der Männer setzen, in den Saal der „Produktion“ führen, wo Meister Zundels Bild hängt, — sie würden sicherlich freudig mit mir in den Ruf des Dichters einstimmen:

Wer, wie wir, die Zukunft schaut —  
 Spottet heut'ger Qual!

## Aberglauben und Zauberei hat es bei allen Völkern und zu allen Zeiten gegeben, von der Magie der alten asiatischen Kulturvölker angefangen bis zu den Gaukeleien moderner indischer Natire, von Fetischismus afrikanischer Medizinmänner bis zur Wahrsagerei und Gesundbetelei, wie sie gegenwärtig in den europäischen Großstädten ausgeübt werden. All das vorhandene, einschlägige Material hat neuerdings der dänische Gelehrte Dr. Alfred Lehmann in einem umfangreichen Werke, „Aberglaube und Zauberei von den ältesten Zeiten bis in die „Gegenwart“ (Stuttgart, Ferdinand Enke), historisch geordnet und organisch miteinander in Verbindung zu bringen versucht. Das Buch, dessen zweite ungearbeitete und erweiterte Auflage nun in einer guten Uebersetzung des Düsseldorf: Nervenarztes Dr. Petersen vorliegt, ist eine fleißige, gründliche und nicht nur den Fachgelehrten interessierende Arbeit. Besonders bemerkenswert sind die Abschnitte des Buches, die vom modernen Spiritismus und Okkultismus handeln. Die Darstellung ist eine nüchterne im anerkanntesten Sinne zu nennen. In Hand authentischer Belege wird manches Legendenewebe zerstückt, zumal auch die teutonischen Hilfsmittel der Magie in den Kreis der Betrachtung hineingezogen werden. Illustrationen erhöhen den Reiz des Buches, das, wenn es auch der Spiritismus gelegentlich etwas scharf ins Zeug gibt, jeder Tendenz fernsteht und als reine wissenschaftliche Arbeit genommen werden will. —

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!